Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Landes-Zeitung. 1870-1918
1897

272 (20.11.1897) Badisches Unterhaltungsblatt, Nr. 269

Visual Library

Nr. 269. Karlsruhe, Samstag, den 20. November 1897.

Nachdruck der Originalaufsätze des Unterhaltungsblattes ist untersagt.

Neues Leben. (5)

Roman von Alexander Römer.

(Nachdruck verboten.)

„Wer ist denn Klaus Hartwig?“ fragte Ottilie mechanisch und legte ihre kleine Hand über die Tasse, um der Tante energisch zu wehren, ihr zum drittenmal einzuschenken.

„Klaus Hartwig — ach, der, das ist auch so einer, der um die Vornehmen herumscharwenzelt, und aus dem nichts wird. Er ist der Sohn unseres früheren Holzwärters, und der Baron, der ein sehr gutmütiger Herr ist, hat sich des Waisenknaben angenommen. Da hieß es auf einmal, er sei ein Genie und müßte Maler werden; er bekleckste hier als Junge schon alle Wände, und abkonterfeien soll er ja zum Sprechen ähnlich — die ganze Familie des Herrn Barons hat er abkonterfeit — und eine Zeit lang hieß es ja auch, er verdiene viel Geld. Ich glaub's nur nicht recht, er bummelt. Der Herr Baron wird ihn wohl noch zum größten Teil unterhalten. Schämen sollte er sich aber, das anzunehmen.“

Ottilie lächelte matt.

„Du scheinst den Herrn nicht zu lieben“, meinte sie.

„Ach was!“ entgegnete Liesa. „Ich habe den Jungen sehr lieb gehabt, er ist ja bei uns aus- und eingegangen, seit er laufen konnte, und ich habe mir damals auch eingebildet, es wäre ein großes Glück für ihn, als der Baron ihn nach München schickte. Jetzt sage ich mit Marianne: Schuster, bleib bei deinem Leisten. So wie der Klaus jetzt ist, mag ich ihn gar nicht leiden.“

Ottilie schwieg, das Thema interessierte sie wenig, ihre Gedanken schweiften völlig ab. Sie stand auf und schickte sich an, den Frühstückstisch abzuräumen. Aber Liesa wehrte ihr.

„Laß das nur“, sagte sie, „Du weißt doch nicht in der Küche Bescheid, da bringst Du mir mehr in Unordnung als in Ordnung.“

„Womit soll ich mich hier nur beschäftigen?“ rief Ottilie ratlos.

„Na, das wird sich schon finden; was kannst Du denn bloß, sieh' nur Deine feinen Hände an, ein bißchen sticken und lesen — du liebe Zeit, hier giebt's viel grobe Arbeit. Einstweilen packe nur Deinen Koffer aus und richte Dich oben ein.“

„Werde ich —“ Ottilie stockte einen Moment, ihr Herz schnürte sich zusammen — „werde ich in der Kammer oben bleiben?“

„Ja, Kind, natürlich. Zum Schlafen ist sie ja gut genug, und am Tage bist Du doch bei uns hier unten. Du bist sehr verwöhnt; als ich in Deinen Jahren war, schlief ich mit Marianne zusammen in einer viel kleineren Kammer, und Marianne schnarchte von jeher schrecklich.“

„O, Tante, ich weiß, daß ich sehr dankbar sein muß, wenn Ihr mich überhaupt aufnehmt.“

Es sollte freundlich klingen und kam doch bitter heraus.

Sie eilte aus der Thür zu kommen und hinauf; wie sie sich da einrichten sollte, war ihr unklar, aber es mußte gehen. Es war ja auch im Grunde gleichgiltig, an irgend ein Behagen war überhaupt nicht zu denken.

Indes sie sollte noch nicht ohne Anfechtung in ihre ersehnte Einsamkeit kommen. Tante Marianne kehrte gerade aus dem Herrenhaus zurück und kratzte sich den Staub von den Füßen im Hauseingange mit herausfordernder Energie. Sie pustete, und der Spitz, welcher sie begleitet hatte, bellte; er hatte die kurze Bekanntschaft von gestern abend vergessen.

„Fidel, alter, dummer Köter, solltest es mittlerweile wissen, daß die jetzt ins Haus gehört. Na, guten Morgen, hast gründlich ausgeschlafen, wie mich dünkt. Schmeckte denn das Frühstück? Liesa hat Dir wohl Kaffee aufgehoben?“

„Ja, Tante, danke.“

Fidel schnupperte jetzt und leckte Ottiliens Hände. Sie streichelte das Tier, es war ihr angenehmer als die Menschen.

„Ich bin wegen Deiner Sachen im Herrenhause gewesen“, fuhr Marianne fort, denn Dir gehören sie, Deine Mutter hat sie in die Ehe gebracht, und die kann Dir keiner nehmen. Daher bin ich auch einverstanden, daß sie hierher geschafft werden, so unbequem es für uns ist, hier bleiben sie Dir am sichersten. Die Baronin wird wohl nichts dagegen haben, wenn sie drüben auf dem großen Boden stehen. In unserem kleinen Hause ist kein Platz, das hätte sich Dein Vater selber sagen können.“

Auf Ottiliens Gesicht spiegelte sich das peinliche Widerstreben und ihre verzweifelte Stimmung.

„O Tante, sprecht nur nicht von mir da bei den Fremden, fordert nicht für mich Gefälligkeiten —“

Tante Marianne sah sie streng und verwundert an, sie verstummte.

„Warum nicht?“ fragte Marianne, „wer weiß, ob sie nicht noch mehr für Dich thun müssen. Es ist nur schade, daß so schwer an die Baronin zu kommen ist, die Eichsfeld läßt keinen heran, sie will, daß alles durch ihre Hände gehen soll.“

Ottilie murmelte etwas, daß sie hinaufgehen und auspacken wolle, sie ward sich immer mehr ihrer völligen Ohnmacht den neuen Verhältnissen gegenüber bewußt. Sie hatte nur einen Wunsch, allein zu sein.

Fidel begleitete sie, er war in großen Sprüngen oben, wedelte vergnügt und freute sich, als sie die Thüre öffnete und er mit ihr eintreten durfte.

Er schnupperte in den Schrank und in die Kommodenauszüge, stieß ab und zu ein kurzes, zufriedenes Gebell aus, machte seine kleinen Kunststücke und wiederholte sie endlos, als sie ihn von den Biskuitkrümeln aus ihrer Tasche naschen ließ. Die letzten Biskuits, welche die Wirtschafterin auf Erlenmoor ihr noch eingepackt hatte.

Sie nahm den Hund auf den Schoß, verbarg ihr Gesicht in seinem zottigen Fell, und ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Viertes Kapitel.

In dem hohen, dunkel getäfelten Musikzimmer des Herrenhauses saß eine junge Dame am Flügel und spielte. In der Fensternische lag im Schaukelstuhl hingestreckt, das Gesicht hinter einer riesigen Zeitung verborgen, der Sohn des Hauses, der Regierungsassessor Felix von Waldstätten.

„Das ist ziemlicher Blödsinn, was Sie da zurechtphantasieren, Emily", sagte er. „Halten Sie sich eigentlich für einen Brahms oder Wagner, seit Sie Generalbaß studieren?"

Er ließ das Zeitungsblatt sinken, sein rötliches, leicht sich kräuselndes Haar stand hoch toupiert über der weißen, blau geäderten Stirn, ein roter Schnurr- und Backenbart zierte Lippe und Kinn. Der Teint war auffallend hell und voll Sommersprossen, die Nase aufgeworfen, um den Mund lagerte ein ironischer Zug.

Man fand Felix Waldstätten hübsch, er machte entschieden Glück bei den Damen, man hielt ihn auch für bedeutend, weil er sich wenig ausgab und in den meisten Fällen seine Meinung über die Dinge erraten ließ, die dann jedenfalls, wie man annahm, abweichend von der der großen Menge war.

Die junge Dame drehte sich auf ihrem Sessel herum, ließ die weißen, sehr schön geformten Hände von den Tasten gleiten und lachte ihn an.

„Ach! Sie haben ja gar nicht zugehört, Vetter Felix. Wenn Sie Ihre „Times" lesen, bei deren kleinen Druck Sie sich noch die Augen verderben werden, ist die Welt für Sie versunken."

Sie war aufgestanden und suchte unter den Noten, welche auf dem Instrumente lagen. Sie hatte einen zierlichen, eleganten Wuchs, das hellgraue Kleid von englischem Schnitt mit dem steifen Leinenkragen und fest gefälteten Einsatz, der Tracht der Herren sehr ähnlich, saß im höchsten Grade chic. Das glänzende schwarze Haar war in festem Knoten am Hinterkopfe befestigt, das Kolorit war brillant, Nase und Mund groß, letzterer breit, mit schmalen Lippen und auffallend kräftigem Kinn darunter. Das Schönste in dem Gesicht aber waren die Augen, ein paar strahlende Sterne von dunkler Farbe, die sie zu gebrauchen verstand.

Er sah sie lächelnd von der Seite an, trank den Rest aus seinem Glase, das eine Mischung von Portwein und Champagner enthalten hatte, und bemerkte:

„Sie könnten mir noch einen Tropfen von dem Zeugs da zurechtgießen, Emily, weiß der Himmel, mir ist so flau im Magen, ich glaube, das kommt von Ihrer Katzenmusik."

Sie trat zu ihm heran und nahm sein Glas vom Fenstersims.

„Das rechne ich als ein Kompliment", sagte sie keck, „wenn Musik bei einem so schwer zu Rührenden überhaupt Wirkung hat, so ist sie anerkennenswert."

Er lachte und hielt ihre Hand, die das Glas faßte, fest, dabei sah er ihr mit einem dreisten, zärtlichen Blick in die Augen.

„Ja, Sie", meinte er, „Sie kommen mit Ihrer Unverfrorenheit brillant durch die Welt."

Sie versuchte ihre Hand loszumachen, und warf den Kopf zurück.

„Lassen Sie mich, Ihre Unverfrorenheit ist weit größer als die meine."

„Da würden wir ja gut zu einander passen", lachte er, „kommen Sie, Emily, Sie sehen allerliebst aus heute morgen, und Sie sind — in der That — ein verteufelt kluges Frauenzimmer. Wenn ich betrachte, wie Sie mit meiner Frau Mutter fertig werden — ha, ha!"

„Das ist mitunter ein köstlicher Spaß. Ich glaube, Mama hält Sie wirklich für eine fromme, demütige Seele."

„Felix, was wissen Sie von meiner Seele?"

Ihr Ton klang bitter und scharf, sie ging rasch in das anstoßende Speisezimmer, dessen Thüre sie offen ließ, nahm die betreffenden Flaschen aus dem Büffet und goß dieselbe Mischung, wie zuvor, in sein Glas.

„Emily, mischen Sie doch auch für sich eins zurecht, wir wollen einmal anstoßen auf gute Freundschaft."

Er hatte sich aus seiner trägen Ruhe aufgerüttelt, reckte seine Glieder und kam ihr mit langsamen Schritten nach.

Sie stand noch mit dem Rücken ihm zugewandt und nahm keine Notiz von seinen Worten und von seinem Kommen. Er versuchte, den Arm um ihre Taille zu legen und ihren Kopf zurückzubiegen. Sie entwand sich mit energischer Bewegung seiner Berührung.

„Stechpalme!" sagte er in humoristischem Grollen.

„Ja, Stechpalme", wiederholte sie, und in ihren dunkeln Augen glühte ein seltsames Licht auf. „Meinen Sie etwa, daß solche arme Mädchen, wie ich eins bin, gar keine Waffen haben? Weh' ihnen, wenn sie sie nicht gebrauchen. Ich fühle mich Ihnen ebenbürtig, Vetter Felix, hier in diesem Kopf", sie tippte mit dem Finger auf ihre Stirn, „sitzen freie Gedanken, ein Bewußtsein von Kraft und von Macht. Mich tragen die Verhältnisse nicht, da muß ich mich selber tragen."

Sie stand da, stolz, mit sprühendem Blick, und sah wirklich schön aus in diesem Augenblick. Er betrachtete sie in feuriger Bewunderung.

„Ja, Sie sollten an anderem Platze stehen", gab er mit voller Ueberzeugung zu, „wenn Sie so eine Million hätten, denn so viel braucht man ja ungefähr in unserem vorgeschrittenen Zeitalter."

Sie kräuselte spöttisch die Lippen.

„Ja, das ist wirklich schade, ich würde sie zu gebrauchen wissen. Aber da mir die nun nicht in die Wiege gelegt wurde, so muß ich mich an meine anderen Gaben halten. Für den, den ich mir einmal erkiese, habe ich vielleicht etwas zu geben —"

Er sah ihr einen Moment starr in die funkelnden Augen, sein Atem ging schnell. Er faßte ihre Hand und preßte sie an seine Lippen.

„Mädchen!" flüsterte er in unterdrückter Leidenschaft und beugte sich näher zu ihr. „Du verstehst es, einen wild zu machen, Du brächtest es fertig, daß man eine große Thorheit um Deinetwillen beginge."

Sie trat rasch einen Schritt zurück, und ihr Gesicht war jetzt kalt.

„Machen Sie ja keine Thorheiten, Herr Baron", sagte sie schneidend, „und lassen Sie mich auf jeden Fall die poor relation bleiben."

Er drehte sich kurz auf den Hacken um und brummte etwas Unverständliches vor sich hin. Sein gefülltes Glas stand unberührt auf dem Büffet.

„Sie wollten ja trinken, Vetter Felix", rief sie ihm nach, „der prickelnde Schaum versprüht — wie mag Ihnen das passieren."

„Sie haben mir den Appetit verdorben", brummte er.

Sie lachte ihr kurzes, helles Lachen.

Er wandte sich um.

„Kommen Sie, Emily", rief er befehlshaberisch, „setzen Sie sich hier zu mir, ich muß noch mit Ihnen reden."

„Das Reden zwischen uns fruchtet nicht viel, fürchte ich," entgegnete sie. „Ich will Ihnen aber ein Lied singen, wenn Sie erlauben, und Sie um Ihr kritisches Urteil bitten. Sie wissen, ich habe die Absicht, im Frühjahr nach Paris zu gehen und dort meine Stimme auszubilden. Man versichert mich von kompetenter Seite, daß ich aus ihr ein Kapital schlagen werde — vielleicht die halbe Million, hahaha!"

Wie übermütig sie da stand und lachte! Er sah sie kopfschüttelnd an.

„Sie sind ein freies, kühnes Geschöpf, Emily, nicht kleinlich und philisterhaft, das ist Ihre größte Eigenschaft. Erinnern Sie sich noch unseres Gesprächs vor ein paar Tagen? Ich war verwundert über all' die modernen Ideen, die da in Ihrem Köpfchen spukten. Und Sie haben recht. Man sollte brechen mit diesem ganzen Ballast unseres Althergebrachten, mit diesen engen Begriffen nach der abgestempelten Schablone und den Phantomen, welche zum Schreckgespenst für einen Backfischhorizont passen und wohl anständigen Spießbürgern als ewiges Gesetz gelten. Das freie Ausleben der Individualität nach allen Richtungen, ohne diese künstlichen Hemmschuhe „Reue und Gewissen" — sagten Sie nicht so? — nur das allein kann das Gefühl der Befriedigung geben."

Emily lehnte am Flügel, mit dem Gesicht ihm abgewandt, und blätterte in den Noten.

„Sagte ich so?" erwiderte sie lakonisch.

(Fortsetzung folgt.)

Mark Twain.

Der alte Rabelais hat recht, wenn er das Lachen als das Eigenste an uns Menschen rühmt („Rire, c'est le propre de l'homme"). Keine besseren Stunden bringt das Leben als diejenigen, in denen

wir uns einer nachdrücklichen und ausdrücklichen Heiterkeit hingeben können, keine gesündere Emotion dem Einzelnen, als sich ein wenig krank zu lachen. Wer so weit ist in der Erfahrung, den ganzen tiefen Wert einer Stunde voll kräftiger Lustbarkeit zu schätzen, der wird denn auch mit Dankbarkeit die Auserwählten nennen, die ihren Brüdern und Schwestern alles Traurige siegreich wegscherzen, und sie, des Schicksals und seiner Launen ungeachtet, auf die Wege des Frohsinns führen. Ein solcher Auserwählter hält sich zur Stunde in Wien auf und will längere Zeit dort verbleiben. Es ist Mark Twain, der berühmte amerikanische Humorist. — Das „Wien. Frdbl." heißt in einem Feuilleton den Gast herzlich in der schönen Kaiserstadt willkommen und plaudert über seine Erzählungskunst. Wir entnehmen dem Artikel die folgenden Betrachtungen: So oft wir auf irgend einem Gebiete künstlerischen oder geistigen Schaffens einer ungewöhnlichen starken Wirkung begegnen, machen wir uns gerne deren Ursachen klar. Wir fragen also auch: Worin liegt der Reiz von Mark Twains Schriften, worin die Sicherheit seiner Effekte? Die Antwort liegt für jeden auf der Hand, der den ganz auf sich gestellten Humoristen ein bischen genau betrachtet hat. Mark Twain, von der Natur mit der Gabe einer überaus drastischen Komik begabt, tritt den Menschen und den Dingen mit einer — gleichviel ob thatsächlichen oder gemachten — Naivität gegenüber, die schon an und für sich unsern Sinn für das Lustige treffen muß, wie der Stahl den Stein trifft. Alles ist ihm neu, merkwürdig, er weiß nichts, er kennt nichts, er fällt eben vom Himmel herab oder steigt aus der Erde herauf. Er glaubt, was man ihm erzählt, und giebt es mit der Miene des Gläubigen wieder. Das Ungeheuerlichste trägt er mit Ton und Miene der Selbstverständlichkeit vor. Er bleibt sich gleich, ob er nun erzählt, daß er ein Glas Wasser getrunken, oder daß er eine Klapperschlange gesehen hat, die perfekt Englisch sprechen kann. Mit Vorliebe stellt er sich als einen „armen Waisenknaben" hin, der durch keinerlei Bildung in seiner Ursprünglichkeit beeinträchtigt ist, dem man jeden noch so gigantischen Bären aufbinden kann, und der dieselben Bären getreulich weitergiebt. Er nimmt gern die Maske des „Unschuldigen" an, der voll Vertrauens- und Glaubensseligkeit hinauszieht in die weite Welt, überall und bei jedermann Umfrage hält, sich belehren lassen will und dabei nicht ahnt, wie viel Komik er durch seine Erkundigungen, Betrachtungen und Einwendungen an den Tag legt. Zeigt man ihm die Mumie eines Pharaonen, so meint er, der Führer halte ihn zum Narren, daß er ihn mit solch' alten Sachen belästige. Oder er läßt sich die weltberühmtesten Namen von Königen, Helden, Dichtern, Künstlern unzähligemale wiederholen, weil er sie noch nie gehört hat und sie daher konsequent mißversteht. In diesem harmlosen Spiele liegt aber eine tiefere Bedeutung, liegt etwas Kennzeichnendes für den Sohn Amerikas. In gewissem Sinne — wenn auch nicht so karikiert, wie Mark Twain es für seine Zwecke darstellt — sieht sich der Amerikaner dem Europäer gegenüber in der That als naiver Bürger einer anderen Welt. Er findet bei uns wirklich für ihn neues, er hat in seiner Lunge noch einen Hauch aus dem Urwalde, er weiß noch nichts von unserer Müdigkeit, er ist jünger, unverbrauchter, ihn umschlingt noch nicht das Epheugeranke Jahrhunderte alter Traditionen, er findet etwas unsagbar Possierliches, wo unsere abgestumpften Sinne achtlos vorübergleiten. Mark Twains Humor ruft einem da, wo er am siegreichsten ist, Goethes Wort ins Gedächtnis: daß Amerika es besser habe als unser Kontinent, denn kein Ballast störe es, kein „unnütz Erinnern". Wie für jedes Kind das Universum neu geboren wird, so taucht für jeden Amerikaner die östliche Civilisation als etwas bislang noch Nichtdagewesenes aus dem Urreiche der Protoplasmen auf. In seinen „Arglosen auf Reisen" bekundet Mark Twain sich als richtiger Vertreter des Amerikanismus — mit der versteckten Tendenz freilich, auch diesen zu ironisieren, denn in dem „armen Waisenknaben" steckt ein arger Ironiker. Er macht unterwegs, während er zur Bewunderung von Europas Bildersammlungen angehalten wird, das Geständnis, daß Gemäldekopien ihm oft besser gefallen als die Originale. „Mag sein," motiviert er, „daß die Originale hübscher waren, als sie neu waren, aber jetzt sind sie es nicht." Er fragt ehrlich, ob die „inspirierten Beschauer" von Kunstsammlungen sich gewisse Wunder nicht bloß einbilden. „Nachdem ich," sagte er, „auf die Gefahr hin, alle Kunstkenner zu Tode zu ärgern, „so viel über das „Abendmahl" gelesen, bin ich überzeugt, daß es einmal ein Wunder der Kunst war. Aber das war vor dreihundert Jahren." Wir Europäer lieben es, uns in das Alte wiederzuversenken. Wir tauchen ins Vergangene zurück oder atmen im voraus die Lüfte der Zukunft — ein verbrauchtes Geschlecht, das sich mit der Gegenwart nicht abfinden kann. Der Amerikaner lobt gern diese Stunde, diesen Augenblick. Patina sagt ihm nichts. Die frisch glänzende, spiegelnde Bronze ist seinem Auge am angenehmsten. „Der Erste zu sein" — sagt Mark Twain — „das ist die Idee. Etwas zu thun, etwas zu sagen, etwas zu sehen, bevor es ein anderer thut, sagt und sieht, — das sind die Dinge, die uns eine Freude bereiten, mit dem verglichen, alle anderen Freuden schal und alltäglich, alle anderen Vorzüge wohlfeil und trivial sind."

Aber mit der teils ihm wirklich immanenten, teils fingierten Jungfräulichkeit der Auffassung allein ist die Wirkung nicht erklärt, deren Mark Twain immer und überall sicher sein darf. Diese Wirkung beruht in nicht geringem Ausmaße auf seiner Fähigkeit, den Leser zu unterhalten. Er ist der begabteste Groteskkomiker in der Weltlitteratur. Das zeigt er durch die Art, wie er übertreibt, wie er das Unmögliche, ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ernsthaft vorträgt, wie er etwas Sinnloses mit dem angeblichen Verlangen, es geglaubt zu sehen, auftischt. Er stellt Behauptungen auf, die sich wie Purzelbäume gehaben, nimmt aber nicht einen Augenblick die Möglichkeit an, daß wir Zweifel setzen in seine Worte. Er begreift uns nicht, daß wir seine Mitteilungen sonderbar finden. Um es kurz und alltäglich zu sagen: er stellt sich dumm, und dabei hat er doch oft die gescheitesten satirischen Absichten — zuweilen freilich genügt ihm die Lust an dem Spaß, an der ergötzlichen Verzerrung der Wirklichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Gewölbeeinsturz im Maximilianskeller in München

teilen die „N. N." mit:

Der Besitzer der Sterneckerbrauerei, Herr Höcherl, erwarb heuer auch den Maximilianskeller, um dorthin seine Brauerei aus dem Thal zu verlegen. Sein hierauf bezügliches Baugesuch, gegen das auch der Krone ein Einspruchsrecht zustand, fand die baubehördliche Genehmigung nicht. Herr Höcherl mag nun befürchtet haben, eine Genehmigung auch für den Umbau seines Eiskellers dort nicht zu erhalten, und deswegen zum Bau ohne polizeiliche Genehmigung geschritten sein, der ja, weil innerhalb des Gebäudes vorgenommen, von der Baupolizei nicht wahrgenommen werden konnte. Der Eiskeller war bisher vom Osten zum Westen durch zwei Mauern in drei Abteilungen zerlegt, während er nun durch Entfernung der beiden Mauern und Ziehung einer einzigen von Norden nach Süden in nur zwei Teile zerlegt werden sollte. Ueberdies wollte er das bisherige Tonnengewölbe in ein Betongewölbe umwandeln. Die beiden Quermauern erhoben sich bis zur Plafonddecke des Parterres und trugen das Gewölbe, auf dem das erste Stockwerk ruhte. Um also diese beiden Mauern abbrechen zu können, mußte das erste Stockwerk eine andere Stütze erhalten, zu welchem Zwecke an Stelle der beiden Mauern über der im Kellerraum bereits fertiggestellten Längsmauer zwei Pfeiler zum Boden des ersten Stockwerkes aufgeführt wurden. Sie sind je 75 Centimeter im Geviert und dürften somit den Gesetzen der Statik entsprochen haben. Außerdem führte man noch je drei Bolzen von der Längsmauer zur Plafonddecke des Parterreraumes, um die noch nicht trockenen Pfeiler zu entlasten. Am 16. nun wurde die südliche Quermauer entfernt und am 17. ging man an die Beseitigung der Bolzen. Kaum waren diese gefallen, als auch das Unglück hereinbrach. Es war etwa 5 Minuten vor 8 Uhr, zu welcher Zeit etwa 20 Arbeiter sich im Parterreraum befanden, als unter mächtigem Krachen der südliche Pfeiler barst und nach der Ostseite hinausgedrückt wurde, und im selben Augenblick das Deckengewölbe des Parterreraumes mit dem darauf lagernden Boden des ersten Stockes und etwa zehn schweren Fässern in den Parterreraum und durch das durchschlagene Kellergewölbe in die Tiefe stürzte, alles mit sich reißend, was sich unter ihm befand. So wurden, wie nunmehr endgiltig feststeht, 19 Personen in Schutt und Trümmern begraben. 12 Personen lagen über den Fässern, sie konnten zuerst gerettet werden.

Nach Errettung des 18-(nicht 78)jährigen Taglöhners Frank mußten wegen des drohenden Einsturzes auch des zweiten Stockwerkes die Bergungsarbeiten eingestellt werden, wogegen man an die Verbolzung des zweiten Stockes ging. Die Pioniere mußten wegen der immensen Gefahr des Einsturzes und weil der Herr Stadtkommandant erklärte, die Verantwortung nicht tragen zu können, daß vielleicht auch noch so und so viele seiner Mannschaften das Leben einbüßten, ihre Thätigkeit einstellen. Vier mächtige Stämme, die freihändig gehoben werden mußten, sicherten endlich vor Nachsturz. Nun traten auch wieder die wackeren Pioniere in Thätigkeit und im Verein mit anderen Arbeitern halfen sie in zielbewußter Arbeit in kurzer Zeit die Unfallstelle von Schutt und Trümmern säubern, sodaß man bereits nach 1¼ Uhr auf die erste Leiche stieß. Ungefähr um diese Zeit hauchte auch die in einem Nebenraum des Krankenhauses untergebrachte Frau Elisabeth Wagner, die bestimmt als solche erkannt wurde, ihr Leben aus.

Inzwischen war es Nacht geworden und es mußte, obwohl noch der Maurer Johann Schurer, zweifellos ebenfalls als Leiche, im Schutte begraben ist, die Rettungsarbeit eingestellt werden, weniger der mangelhaften Beleuchtung wegen, als wegen neuerdings drohender Einsturzgefahr. Es zeigten sich nämlich in dem Kellergewölbe, in das einzelne Fässer eingezwängt sind, unter denen wohl Schurer liegt, mächtige Risse. Es müssen daher erst wieder Verkeilungen und Verbolzungen vorgenommen werden, bis es möglich sein wird, auch Schurer seinem jetzigen Grabe zu entnehmen. Die Totenliste weist 7 Namen auf. Zu den Schwerverletzten zählen: Jos. Frank, dem die halbe Kopfhaut fehlt — Auflösung bedeutete für ihn Erlösung — und Xaver Preßberger, verheiratet

und Vater von vier Kindern. Leichter verletzt sind zehn Personen.

Se. K. Hoh. der Prinz-Regent hat sofort nach Kenntnisnahme von dem schweren Unglück den k. Staatsminister des Innern, Freiherrn v. Feilitzsch zum Vortrag befohlen, über den Thatbestand sich eingehend Bericht erstatten lassen und angeordnet, daß den Familien der Verunglückten aus der Kabinettskasse Unterstützungen angewiesen werden. Nachmittags erschien an der Unglücksstelle der k. Generaladjutant Freiherr v. Zoller und besichtigte sie eingehend. Das Anwesen glich heute einem großen Feldlazarett. Im Garten standen Wagen der Sanitätskolonne, Tragbahren, offene für den Transport der Verwundeten, geschlossene für den der Toten, umher. Die Wagenremise wurde zur Leichenhalle umgewandelt. Auf Stroh gebettet, boten die Toten einen grauenhaften Anblick.

Obwohl der eigentliche Augenschein erst nach vollständiger Freilegung des eingestürzten Pfeilers eingenommen werden kann — Mittwoch früh wurde die Unfallstelle auf polizeiliche Anordnung photographisch aufgenommen —, wurden noch spät abends Baumeister Klinger und Palier Henke verhaftet. Ein im Krankenhaus untergebrachter Leichtverletzter erzählt seine Errettung in folgender Weise: „Wir waren in unserer Abteilung eben am Schuttwegräumen einer Zwischenmauer beschäftigt, als unter furchtbarem Krachen der ganze obere Teil des Gewölbes, über dem sich die schweren Lagerfässer 2c. befanden, auf uns niederstürzte und uns alle begrub. Einige Hand breit neben mir schlug eine lange Eisenschiene nieder und diese war, da sie mich nicht gleich erschlagen, meine Rettung. Durch diese bildete sich eine Oeffnung nach oben und ich konnte mich hierdurch mit Aufbietung all' meiner Kräfte, die Schiene als Leiter benützend, ins Freie durcharbeiten. Ganz zusammengedrückt, hatte ich doch nur Kopfverletzungen und Hüftenquetschung erlitten."

Im Laufe des Nachmittags erschien eine Menge Frauen, deren Männer am Bau beschäftigt waren, um bangen Herzens zu forschen, ob sich nicht auch ihr und ihrer Kinder Ernährer unter den Opfern der gräßlichen Katastrophe befinden. Rührend waren die Scenen des Wiedersehens; denn ohne den Mann gesehen zu haben, glaubte keine die frohe Kunde, daß der Mann lebe und an den Arbeiten zur Rettung seiner Kollegen teilnehme. Einer Frau konnte freilich die Trauerbotschaft nicht vorenthalten werden, daß man eben den Vater ihrer drei Kinder mit 2 Jahren 5 Monaten, 1 Jahr 6 Monaten und 5 Monaten und eines vierten, das sie unter dem Herzen trägt, als Leiche geborgen habe. Es ist dies die Frau des im jugendlichen Alter von 26 Jahren dahingerafften Anton Dollinger. Nicht weniger bejammernswert gestaltet sich das Schicksal für andere Frauen und Kinder, so namentlich auch für Frau Preßberger, die vier Kinder zu Hause, den Mann und Ernährer aber als schwerverletzt im Krankenhaus hat.

Kunst, Wissenschaft und Litteratur.

* Karlsruhe, 19. Nov. Nachdem das Publikum Gelegenheit gehabt, in den letzten beiden Wochen die beiden hervorragendsten Vertreterinnen des modernen Klavierspiels hier zu hören, wird es nun in dem Montag den 22. d. Mts. stattfindenden zweiten Künstlerkonzert von Fritz v. Bose auch den Altmeister des klassischen Klavierspiels, Herrn Professor Dr. Karl Reinecke aus Leipzig, wieder bewundern können, der bereits im vorigen Winter mit seinem klassisch vollendeten Spiel allgemeines Entzücken hervorrief. In demselben Konzert wird eine junge hervorragende Sängerin, Fräulein Klara Polscher aus München, zum erstenmale sich hier hören lassen, die schon in vielen Städten Deutschlands nahmaste Erfolge errungen hat.

— Zum Kampf der Deutschen in Oesterreich liefert Reichsrat Karl Türk soeben einen wertvollen Beitrag, indem er in der vom Alldeutschen Verband herausgegebenen Sammlung „Der Kampf um das Deutschtum" (Verlag von J. F. Lehmann in München, Preis 1.20 M.), ein Heft über Böhmen, Mähren und Schlesien erscheinen läßt. Die Arbeit, der auch eine Sprachenkarte beigegeben ist, gewährt einen vorzüglichen Einblick in die schwierigen Verhältnisse der Deutschen in den Sudetenländern. Türk giebt zuerst eine geschichtliche Einleitung, aus der hervorgeht, daß nicht die Tschechen, sondern die Deutschen die Ureinwohner waren und daß Böhmen nahezu ununterbrochen unter der Oberhoheit des Deutschen Reiches stand, da die deutschen Kaiser niemals den Pfahl im deutschen Leibe dulden wollten und konnten. Was Ottokar II. vorübergehend erreichte, die Sammlung der Slaven von Böhmen bis zur Adria, schwebt auch heute noch allen Tschechen als Ziel vor. Die ungeheure Gefahr, die dieser Staat für Deutschland hatte, wurde von Rudolf von Habsburg richtig erkannt, und das deutsche Schwert machte dem Tschechenreich ein Ende. Heute reichen sich Tschechen und Slaven unter dem Schutze eines Nachkommen jenes Rudolf von Habsburg wieder die Hände und wollen den Versuch erneuern. Soll das deutsche Volk da ruhig zusehen? Hierauf folgt die Schilderung der Zeiten Maria Theresias und Kaiser Josef II., an welche unter Franz II. das Wiedererwachen der tschechischen Litteratur anschließt. Das Jahr 1848 ist sehr lehrreich. Alle Nationen werden für ihre Bekämpfung des Staates belohnt, nur die Deutschen, denen es nur um die Erhaltung des Gesamt-Staates zu thun ist, gehen nicht nur leer aus, zur Belohnung für ihre Treue wird ihnen Stein um Stein von ihrem Hause abgetragen. Die Verslavungsversuche unter Belcredi, Hohenwarth, Taaffe finden eingehende Würdigung, und das System Badenis, wenn überhaupt von einem „System" gesprochen werden kann, wird gründlich beleuchtet. Adel und Geistlichkeit, sprachliche und wirtschaftliche Verhältnisse, wurden besprochen und nachgewiesen, daß für das Deutsche Reich nur ein Bündnis mit einem Oesterreich Wert habe, in dem die Deutschen die Garantie für die Bündnistreue bieten können. Haben die Tschechen und Slaven die Macht in der Hand, hat auch das Bündnis absolut keinen Wert, da diese Völker nichts sehnlicher wünschen, wie den Verfall des Reiches. Zum Schluß wird angegeben, auf welche Weise die Deutschen vorgehen müssen, wollen sie sich ihrem deutschen Volke und Oesterreich erhalten.

— Die deutsche Flotte. Von Kontreadmiral R. Werner. (Flugschriften des Alldeutschen Verbandes, Heft 7.) Verlag von J. F. Lehmann. Preis 40 Pf. Admiral Werner, ein ebenso hervorragender Offizier, wie gründlicher Kenner auf dem Gebiete des Seewesens, giebt hier ein fesselndes Bild von der deutschen Flotte. Er schildert in klarer überzeugender Sprache, was unsere Flotte geleistet hat und was geschehen muß, soll sie wieder auf die Höhe gelangen, auf der sie stand, auf die Höhe, auf die sie kommen muß, wenn die deutsche Handelsflotte nicht im Kriegsfall an einem Tage der Vernichtung anheimfallen soll. Werner tritt nur für eine mäßige Vermehrung ein und sagt, daß der Flottenplan von 1873 auch heute noch genüge, vorausgesetzt, daß die Schiffe auf der Höhe der Zeit stünden, was zur Zeit allerdings nicht der Fall sei. Er beleuchtet alle Fragen, die berücksichtigt werden müssen und es ist eine Freude, seinen schlichten, klaren und daher außerordentlich überzeugenden Ausführungen zu folgen.

Verschiedenes.

Ein Censurstückchen. Herr Professor Felix Dahn schreibt der „N. Fr. Pr." aus Breslau: „Die Censur des Herrn Grafen Badeni verbessert jetzt bereits die Weltgeschichte. In dem von Meister Reinhardt so prachtvoll, so hinreißend komponierten Gedicht „An Deutsch-Oesterreich" hatte ich der Wahrheit gemäß geschrieben:

Du hast Jahrhundert lang
Türken- und Slavendrang
Sieghaft entschaart.

Auf Befehl der Censur mußte Herr Reinhardt setzen: „Türken- und Heidendrang", was widersinnig ist, da neben den Türken Heiden nicht mehr Nachbarn Oesterreichs waren. Aber mit Recht gab der Meister nach, da andernfalls die Absingung verboten und die ganze Auflage eingezogen worden wäre. Also" — schließt Dahn sein Schreiben — „daß Deutsch-Oesterreich sich jahrhundertelang der Slaven erwehren mußte, darf in Wien nicht mehr gesagt werden."

Humoristisches.

Zeitungshumor. Der „Neue Görlitzer Anzeiger" vom 4. Nov. meldet: „Für die Rettungs-Expedition nach Spitzbergen ist der Dampfer „Viktoria" bestimmt, der Dampfer, welcher 14 Mann Besatzung hat und für eine etwaige Ueberwinterung ausgerüstet ist, geht übermorgen von hier ab." Es ist entschieden nicht richtig, daß der Dampfer, der sich doch etwas beeilen sollte, von Görlitz aus seine Reise antritt. — In der „Halberstädter Zeitung" (Nr. 259) wird angezeigt: „**Zwei junge Mädchen** finden sofort freundliche Aufnahme unter günstigen Bedingungen. **Kürassier-Kasino,** Dominikanerstraße 4." Mit dem Kasino scheint ein Pensionat verbunden zu sein, was ja manches für sich hat. — Der „Stadt-Anzeiger der Kölnischen Zeitung" vom 9. Nov. schreibt: „Der Kutscher, der vor einigen Tagen das Opfer eines Raubanfalles am Stüttgeshof bei Lind geworden ist, wurde im Bürgerhospital am Samstag mittels der Röntgenstrahlen untersucht. Hierbei wurde festgestellt, daß eine der auf ihn abgefeuerten Kugeln ihm den Unterkiefer zerschmettert, die beiden andern den rechten Oberarm des Ueberfallenen durchbohrt hatten." Sollte das nicht mit dem bloßen Augen wahrzunehmen gewesen sein. — Hübsch heißt es in Otto Elsters Roman „Giganten und Zwerge" (s. „Zwickauer Wochenblatt" vom 3. Nov.): „Der Schlangenmensch schauderte vor Abscheu, daß seine lange Gestalt eine Korkzieherlinie beschrieb." (Aus dem Briefkasten des Kladderadatsch.)

Zahlenpyramide.

4	ist im Korb.
4 7	vielbestrittene Naturkraft.
7 4 3	gewaltiger Bau.
3 4 7 8	mächtige Herrscherin.
3 4 5 7 8	Himmelskörper.
5 4 3 6 7 8	alter Stand.
7 4 3 6 2 5 8	herrschaftlicher Besitz.
1 2 3 4 5 6 7 8	beliebtes Getränk.

Denksprüche.

Der Staub, wie hoch der Wind ihn auch erhebt,
Bleibt doch gemein.
Der Edelstein, den man im Staub begräbt,
Bleibt Edelstein.

* * *

Was Große thun,
Beschwatzen gern die Kleinen.

Verantwortlicher Redakteur i. V.: Oswald Bergener.

Druck und Verlag von Otto Reuß in Karlsruhe, Hirschstraße 9.